

In diesen Tagen gibt es Zeugnisse: Zur Geschichte der Noten

VON STEPHAN KUSS

Professor Kio eröffnet dem Lateinschüler Adler ohne Umschweife die prekäre Lage; bei der bevorstehenden Lehrerkonferenz, die über „Tod und Leben“ entscheide, sei der Würfel für ihn bereits gefallen. Mindestens ein Opfer werde dem „Orkus“ geweiht. Adler werde das Klassenziel, die Versetzung, nicht erreichen. Die Katastrophe ist also hereingebrochen. Franz Adler, wachsgelb, vertraut sich dem Freunde an: „Ich werde mich umbringen oder Tuch verkaufen...“

Derlei Sitzenbleiberschicksale, wie in Franz Werfels Schülerdrama „Der Abituriententag“ von 1927, sind auch heute nicht selten. In Deutschland werden jedes Jahr rund 300 000 Schüler dem Orkus geweiht. In Deutschland haben drei Viertel aller Schüler Angst vor schlechter Beurteilung. Alljährlich ereignet sich das gleiche Ritual, wenn zu Beginn der Zeugnissaison Oberschulämter Sorgentelefone freischalten und Senatsverwaltungen schulpsychologische „Hotlines“ einrichten, um Schlimmes zu verhindern.

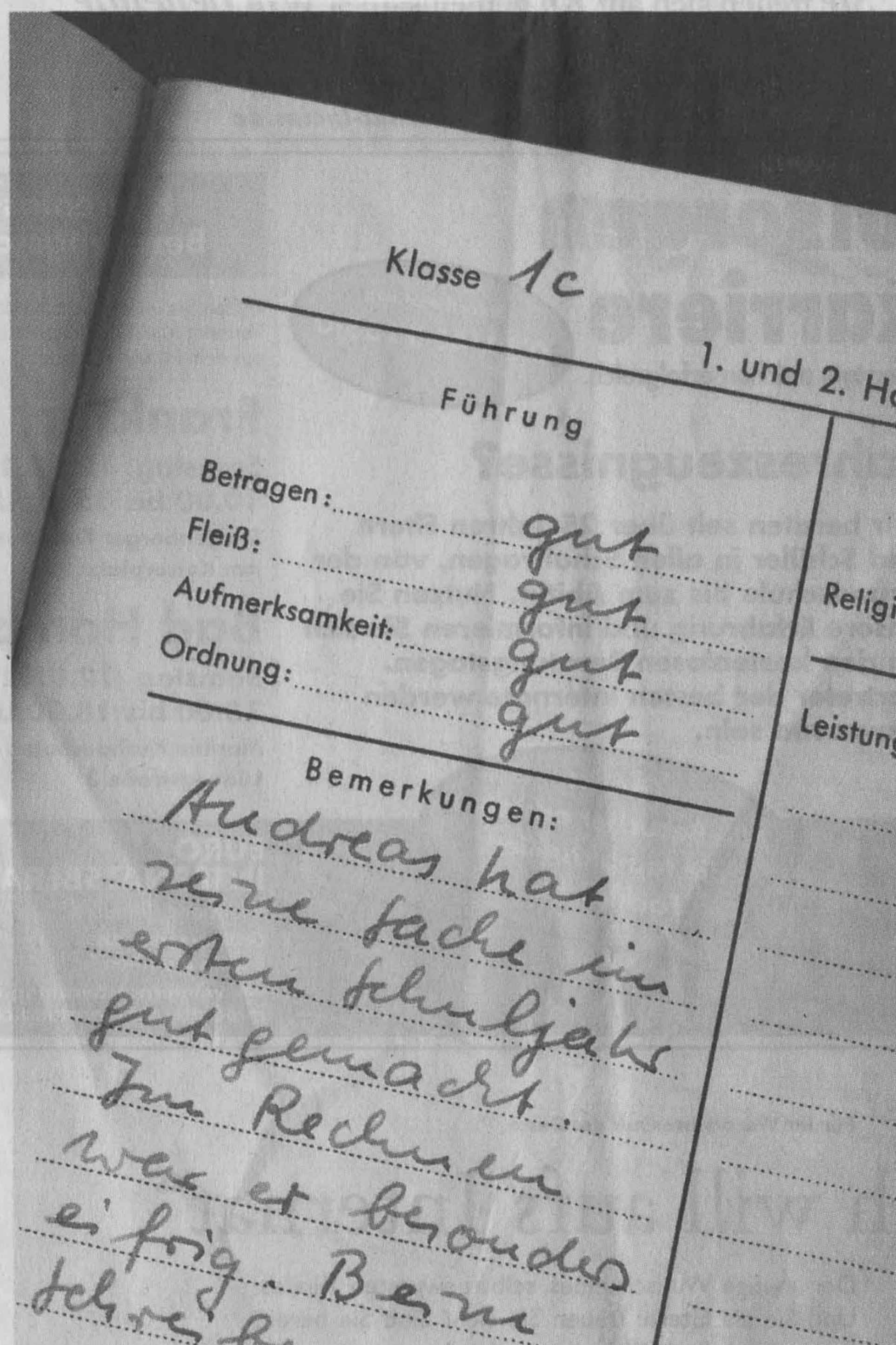
Das war nicht immer so. Als Joachim Heinrich Campe 1776 im Philanthropin Fleißkärtchen verteilte und goldene Nägelchen neben die Namen strebsamer Schüler einschlug, hatten Meritensysteme wenig mit Leistung, aber viel mit Charakterbeurteilung zu tun. Die erste Zensurgebung ist in der sächsischen Schulordnung von 1530 erwähnt. Alle halbe Jahre sollten die sächsischen Knaben im Beisein des Pfarrers und des Bürgermeisters examiniert werden. Wer in der Prüfung „mehr denn andere löblich respondieret“, dem wurden „Sem-

meln oder dergleichen zur Verehrung“ ausgeteilt. Manche Lehrer ließen die Schüler einen Wettstreit um die vorderen Plätze ausführen. Dem Musterknaben war die erste Bank vorbehalten, der Begriff „Primus“ geht auf diesen Umgang mit Rangplätzen zurück.

Um das Jahr 1850 hatten sich in preußischen Schulen drei Bewertungsstufen etabliert, in der zweiten Jahrhunderthälfte wurde die Skala auf vier, später dann auf fünf Stufen erweitert. Doch hinderte zunächst selbst ein „nicht Genügend“ als Abiturnote nicht daran, die Universität zu besuchen. Das Gymnasium, Hort umfassender humanistischer Bildung, sah sich nicht als Institution für berufliche Qualifikation oder Selektion. In Braunschweig benötigte man für das Studium der Philologie erst seit dem Jahre 1839 das Abitur. 1844 wurde es dort auch für das Fach Medizin verlangt, ab 1861 dann selbst für Theologie und Rechtswissenschaft.

Unsere heutige sechsstufige Notenskala, von „sehr gut“ bis „ungenügend“, wurde erst 1938 für alle Schulen des Reichsgebietes verbindlich eingeführt. Noten sind längst keine Beurteilung des Charakters mehr, sondern sollen Leistungsnoten sein. Doch die Praxis zeigt, daß es bei der Verteilung von „Einsen“ oder „Fünfen“ nicht immer gerecht zugeht. Sympathische, arbeitsame Schüler werden besser beurteilt als aufsässige oder eigenwillige Gymnasiasten. Auch wird im Fach Religion erwartungsgemäß am mildesten, in Latein aber am strengsten benotet. Außerdem erhalten Mädchen in der gymnasialen Unter- und Mittelstufe deutlich bessere Noten als Jungen.

Was sagen schließlich nackte Ziffern aus? Wen bezeichnet die Note „befriedigend“? Einen begabten Faulpelz, einen fleißigen Durchschnittskopf oder einen klugen



Aus dem Jungen kann etwas werden: Tugendnachweis, 60er Jahre Foto Dieter Rüchel

Denker, der schlampig arbeitet? Ein Jahr nach der Veröffentlichung des „Abituriententages“ kritisierte der Pädagoge Fritz Gülland die Ziffernoten als „Geißel der Schule“ und „Wurzeln aller Unmoral im Schulbetrieb“. Diesem Urteil haben sich viele Kritiker angeschlossen. Das jetzige Verfahren der Zensurgebung führe zu sozialer Iso-

lierung, übertriebener Anpassung und sei lernpsychologisch äußerst zweifelhaft. Obwohl unser Benotungssystem Lehrer zu intensiver Beobachtung der Schüler anhält, „Einsen“ und „Zweien“ Selbstvertrauen schenken und Noten insbesondere für gute Schüler motivierend sein können, belegen empirische Untersuchungen überwiegend

negative Auswirkungen. Deswegen fordern Fachleute eine Abkehr von der traditionellen Beurteilung. Sie verweisen auf Lernberichte, die geeigneter seien, ein breites Spektrum von Fähigkeiten differenziert zu beurteilen. Dessenungeachtet wird das Notenbuch in Deutschland jährlich ungefähr 500 Millionen Male gezückt, eine, wie Hartmut von Hentig meint, „Verabsolutierung des Leistungsprinzips“. Dieser Schlüsselbegriff der politischen Diskussion wurde 1961 von dem amerikanischen Psychologen David McClelland („The Achieving Society“) geprägt. Nach McClelland ist das wirtschaftliche Wachstum einer Nation vom Bedürfnis der Bevölkerung nach Leistung abhängig: ohne Leistungsmotivation kein Bruttosozialprodukt. Der Grad der Leistungsbereitschaft sei durchaus nachweisbar, und zwar anhand literarischer Zeugnisse.

McClelland zählte zu diesem Zweck „Leistungsbilder pro hundert Zeilen“. Während bei Hesiod noch viele Dutzend dieser „Leistungsbilder“ nachzulesen seien, habe sich mit Aristoteles, der „praktisch gar kein Leistungsstreben erwähnt“, bereits die „Periode des Niedergangs“ angedeutet. Demzufolge müßte sich die wirtschaftspolitische Zukunft Deutschlands auch im Schulaufsatz offenbaren. Was drohen kann, zeigt McClelland am Beispiel der Renaissance, einem Zeitalter mit dürre literarische Leistungsquote: „Was geschah dann mit großen Kulturen wie der Renaissance in Florenz? Die Florentiner verloren ihr Interesse an der Leistung. Ihre Tagträume wandelten sich. Sie begannen, sich mehr für Liebe und Freundschaft zu interessieren, für Kunst, für Machtkämpfe.“ Liebe und Kunst statt Leistung. Für Schüler, denen in diesen Wochen der „Orkus“ droht, eigentlich kein schlechter Trost.